

## Vorwort

Meine Damen und Herren, ich heiße Sie zu einer Geburtstagsfeier willkommen: Heute vor 200 Jahren wurde Johann Peter Eckermann, der langjährige Weggefährte Johann Wolfgang von Goethes, im „Stättlein Winsen an der Luhe“ geboren. Ich freue mich, dass ich zu diesem Anlass bei Ihnen habe einladen dürfen, denn nach dem gemütlichen Claudius-Abend vor zwei Jahren habe ich mich geradezu danach gesehnt, hier vor dem Lesekreis für neuere Literatur der St.-Johannis-Gemeinde am Abend des Eckermann-Geburtstages als Winsener Redakteur über diesen großen Kollegen aus der schreibenden Zunft zu sprechen.

Johann Peter Eckermann stand Zeit seines Lebens im zweiten Glied, nie ganz vorn, er war der „strahlende Schatten“, wie ein Romantitel über ihn lautet. So wird er auch in diesem Vortrag hinter drei großen Gestalten der deutschen, ja der europäischen Literaturgeschichte zurücktreten, aber immer wieder durchschimmern. Ich hoffe, dass ich Ihnen mit diesem Versuch den Abend nicht stehle.

## Drei Menschenbilder in der Dichtung

### Parzival – Simplizissimus – Doktor Faustus

„Zwar weiß ich viel, doch will ich alles wissen!“ Die Aufklärung spricht aus diesem Bekenntnis zum Forscherdrang in Goethes größtem Drama, dem „Faust“. Goethe skizziert hier einen freien Geist, der um tiefster Erkenntnisse und höchster Lust willen den Bund mit dem Bösen nicht scheut. Johann Peter Eckermann, vor 200 Jahren im „Stättlein Winsen an der Luhe“ geboren und schließlich mit ungeheurem kreativen und intellektuellen Kraftakt vom Hütejungen zum Vertrauten Goethes geworden, hat maßgeblichen Anteil an der Ausformung dieses freien Geistes, der im zweiten Teil des Dramas alle Dimensionen dieser Welt durchmisst, um sich schließlich der göttlichen Erlösung anzuvertrauen. Es gibt gewiß berufenere Köpfe, wenn es darum geht, den Autoren der „Gespräche mit Goethe“ zu würdigen, und das geschieht im Eckermann-Jahr ganz gewiß. Doch solch eine Persönlichkeit ist nicht ausschließlich aus der Retrospektive her zu verstehen. So sei es heute meine Aufgabe, das geistesgeschichtliche Fundament aufzuzeigen, auf das Goethe und

Eckermann ihr Bild des fragenden, forschenden, schuldig werdenden und schließlich doch erlösten Menschen setzten. Die Frage nach dem Menschenbild einer Zeit ist immer auch zugleich eine Frage nach dem Gottesbild. So ist es kein Wunder, dass Goethe sein Drama mit dem bekannten „Prolog im Himmel“ beginnen lässt, bevor er sich irdischen Bezügen zuwendet.

Meinem Klassenlehrer vom Johanneum in Lüneburg, Herrn Hans-Jürgen Bechstedt, habe ich neben dem Appetit auf philosophische Menüs der deutschen Geistesgeschichte durch seinen Religionsunterricht ein großartiges Erlebnis zu verdanken. Auf der Rückfahrt von unserer letzten Klassenfahrt, die nach Wien geführt hatte, legten wir Zwischenstation in München ein. Während viele Klassenkameraden das Deutsche Museum besichtigten, schlenderte ich mit meinem Winsener Freund Klaus Palm und meinem Lehrer durch die Alte Pinakothek. Es wurde ein Gang durch die Jahrhunderte, und was da an den Wänden hing, erkannten wir sogleich als ein erstaunliches Protokoll der Entwicklung des Geistes vom Mittelalter zur Neuzeit.

Gottergebene Madonnen und versonnen schauende Kirchenväter, verklärte Heilige in schlichter Anmut zu Beginn des Ganges verstrahlten hohe Harmonie. Ihre Gesichter trugen allesamt schleierhafte Züge eines großen, stillen Glücks. Sie wussten sich in Gott geborgen und in seinem Frieden, schienen sich in der Unschuld der Gottesebenbildlichkeit aus dem Paradiese zu baden. Träumten sie den Traum eines Jenseits, in dem sich alle Widerwärtigkeiten dieser Welt in stille Glückseligkeit verkehren? Den Malern aus der Lutherzeit mögen ganz andere Gedanken den Pinsel geführt haben. Da hing ein Bild mit der Kreuzigungsszene. Den Maler habe ich vergessen. Aber nicht den Blick der Menschen unterm Kreuz. Sie blickten, als seien sie auf schauderliche Weise erwacht. Als seien sie in einer gefährlichen Fremde. Das Ich ist entdeckt. Es schiebt sich als Fremdkörper in die frühere Harmonie zwischen Gott und Natur. Der Blick der Menschen auf diesem Kreuzigungsbild vereiste zu einer erschreckten Verzweiflung, einem verwirrten und kläglich-verzerrten Hoffen, und Hass mischt sich drein: der aufgeschreckte, zu sich selbst erwachte Mensch!

Weiter ging es durch die Alte Pinakothek: Die Perspektive spielt nun eine immer wichtigere Rolle in den Kunstwerken. Der erkennende und

ordnende Mensch setzt die Natur ins Verhältnis zu sich selbst. Das cartesianische „Cogito ergo sum“ ist von niederländischen Malern künstlerisch fixiert, bevor es philosophisch begründet worden ist.

Was die Maler von der Entwicklung ihres Denkens hinterließen, ist auch bei den Dichtern zu finden. Wir kennen alle das wunderschöne Adventslied „Es kommt ein Schiff, geladen bis an den höchsten Bord“. Aus den Strophen spricht eine tiefe Geborgenheit und Gewissheit der Liebe Gottes, wie sie auf den ersten Bildern in der Alten Pinakothek geschrieben standen. Dieses Lied wurde zur Anbetung gesungen, ohne jeden Zweifel an der Liebe und am Erlösungswillen Gottes.

Die Not des Zweifels kommt erst später, wird erst vereinzelt in Luther-Liedern hörbar: „Der alt-böse Feind“ wird da besungen, der sich gegen Gott und Menschheit mit Macht und List gewappnet hat. Aber: An der Liebe des Vaters wird noch nicht gezweifelt, der Mensch zweifelt an sich selbst und hofft, durch ständiges Rufen nach Gott auf den rechten Weg zurückzukommen.

Und dann, noch einmal gut 100 Jahre weiter, schallt es wieder ganz anders in den Kirchen: „O Ewigkeit, du Donnerwort!“ Da ist der Mensch ganz auf sich geworfen in seiner Schuldhaftigkeit. Er hat sich endgültig als Gegenüber zu Gott entdeckt, ihn fröstelt beim Anblick der Unendlichkeit. Aus Luthers „liebem jüngsten Tag“ ist das jüngste Gericht geworden, in dem der Mensch sich als hilflos und allein erfährt.

Meine Damen und Herren, wahrscheinlich denken Sie jetzt über mich: Bald wächst ihm ein Heiligenschein! Ich bitte um Entschuldigung für diesen etwas eigenwilligen Einstieg in das Thema, doch er wird der Sache gerecht, meine ich: Das Denken und Dichten über den Menschen war im Mittelalter zugleich ein Nachdenken über Gott. In Beziehung zu Gott sollen nun die Hauptpersonen dieses Vortrages gesetzt werden: Parzival, Simplizius Simplizissimus und Doktor Faustus.

### Parzival

Parzival – mit diesem Namen verbinden wir das Bild des reinen Toren, eines Menschen also, der mit unwissender Kraft das Beste will und gerade in diesem reinen Wollen sich schuldhaft verirrt. Wer ist

Parzival? – Er ist ein Königssohn. Als sein Vater stirbt, verbirgt sich Mutter Herzloyde mit ihrem Sohn, in einer weltfernen paradiesischen Einsamkeit. Sie will den Heranwachsenden vor den Nöten und Anfechtungen dieser Welt bewahren, kann aber nicht verhindern, dass der Knabe sogar in seiner paradiesischen Abgeschlossenheit Rätseln dieser Welt begegnet und immer stärker den Drang verspürt, sich in seinem eigenen Wesen zu erfahren und zu erproben, bis sich all dieses unbestimmte Sehnen und Ahnen zusammendrängt in der Frage: „Owe, muoter, waz ist got?“ (=gut)

Mit dieser Frage im Herzen zieht er hinaus in eine fremde Welt mit ihren Abenteuern und ritterlichen Kämpfen. Die Mutter versucht, ihm mit hilflos beschwörenden Worten das Bild Gottes vor die Seele zu malen: „Er ist noch liechter denn der tac, des antlitzes sich bewac nach menschen antlitze... flehe in ume dine not: sin triuwe der werlde ie hielfe bot.“ Aber Parzival nimmt in seiner jugendlichen Unmittelbarkeit dieses alles so wörtlich, dass er später das Lichte, Glänzende der Außenwelt schon für Gott selbst hält – ähnlich wie er die klugen höfischen Regeln des erfahrenen älteren Freundes so schematisch und gesetzlich anwendet, dass er – statt der Gemeinschaft zu dienen – schuldhaft in fremdes Leben eingreift und es zerstört.

Parzival ist das Bild des reinen, heldischen Menschen. Kraft, Schönheit, Arglosigkeit und Treue sind seine bestechenden Eigenschaften. Wieso kann er damit in Konflikt zur Welt kommen? Ist die Welt schlecht? Findet er niemanden, der ihm an Tugenden ebenbürtig ist? Nein! Die Welt dieser Dichtung ist nicht schlecht. Auf Parzivals Lebensweg findet sich eine Fülle von Menschen der eigenen hohen Art. In dieser Welt haben die Werte des mittelalterlichen Rittertums wie Triuwe, Staete, Maze, Hohe Minne und Demut vor Gott ihren vollen, reinen Klang. Woher also kommt das tragische Unglück, der schuldhafte Konflikt im Leben Parzivals?

Es ist im Grund gar kein Konflikt zwischen ihm und der Welt, sondern zwischen ihm und Gott, der ihn „unselig“, trotzig, verzweifelt und unstet macht. Die Schuld Parzivals beruht darauf, dass er nur von seinen eigenen stürmischen Lebensimpulsen her handelt, fühlt und denkt. Das Bild, das er in seiner Jünglingskraft vom Leben hat, will er dem Leben nun herrisch aufdrücken. Er hat gelernt, dass ein Ritter ein

Weib minnen müsse. Also reißt er die erste beste Frau gewaltsam aus ihrem Leben heraus und in das seine hinein – nicht etwa aus niederem Begehren, sondern aus der Gewalt seiner Vorstellungen vom Leben heraus. Er hat gehört, dass der ritterliche Kampf die vornehme Pflicht eines jungen Helden sei. In dem glühenden Wunsche, ein Ritter und Held zu sein, erschlägt er im Kampf blindlings und ohne es zu wissen seinen Vetter Peher und verursacht damit zugleich den Tod der eigenen Mutter, die den Schmerz über die Untat ihres Sohnes nicht erträgt.

In dem reinen Willen also, ritterlich und untadelig zu leben, wird Parzival schuldig. Warum? – Weil er im Grunde – und dies in einem sehr hohen, reinen Sinne – ich-haft bleibt. Er ist so erfüllt und berauscht von all dem Edlen, Hohen und Guten, das er tun will, dass er weder hört noch sieht, was die Menschenwelt von ihm fordert und erwartet. Am klarsten tritt das am Gralsgeschehen zutage.

Was ist der Gral? – Er ist ein Kristall, von dem übernatürliche Kräfte ausgehen, weil ihn die Himmlischen auf Erden zurückgelassen haben. Jeden Karfreitag bringt eine Taube die Oblate, Christi Leib, zum Gral – nach einer anderen Sage ist es Christi Blut -, damit jeder, der an der Gegenwart des Grals teilhaben darf, leiblich wie geistlich gespeist werde von dem himmlischen Leben, das von dem göttlichen Kristallkelch ausgeht. Gott selber bestimmt und beruft die Gemeinschaft derer, die der Gral mit seiner Himmelskraft um sich sammelt. Sie sind herausgehoben aus dem bloß kreatürlichen Leben und haben teil an einem neuen Sein im Lichte und in der Kraft Gottes.

Parzival ist einer dieser begnadeten Menschen, die zur Teilnahme am Gralsgeheimnis bestimmt sind. Er selber sucht den Gral von ganzem Herzen. Weib und Königtum verlässt er n ganz tiefer Sehnsucht nach dem Göttlichen, aber im entscheidenden Augenblick, da er nämlich dem Gral so nahe ist wie nur irgend möglich, tut er nicht die entscheidende Frage, durch die sich ihm das Mysterium erschließen könnte: Er fragt den Gralskönig Anfortas, der durch sündige Liebe siech geworden ist, nicht nach der Ursache seines Leidens, obwohl die leiblichen und seelischen Qualen dieses tragischen Königs diese Frage für jeden zwingend machen, der ein Herz in der Brust hat. Aber Parzival hat gehört, dass es unschicklich sei, viel zu fragen, und das hat er sich so zum starren Gesetz gemacht, dass er den anderen

Menschen lieber weiterhin seiner Qual überlässt, statt innerlich auf seine Nöte einzugehen.

Der Dichter schreibt:

„...ein Tor war dieser Gast./  
Und nahm mit sich der Sünden Last./  
Weil nach dem Jammer, der dort plagte./  
Den Wirt mit keinem Wort er fragte.“

Nun erst ist Parzival jener aufgeschreckte, hadernde Mensch, der bitter aufschreit:

„Einst dient' ich einem, der hieß Gott.  
Das war, eh seine Gnade Spott  
Und Schmach verhängt hat über mich.  
Getreulich, unentwegt stand ich  
Zu dem, der Hilfe mir verhiess:  
Die Hilfe machtlos sich erwies!“

Der Held stellt hier eine Frage, die aktuell ist wie eh und je: Warum kümmert sich Gott nicht um mich, wo ich doch getreulich unentwegt zu ihm stand? Er erhält darauf keine Antwort, weil sein eigenes Ich ihm im Wege steht. Denn diese Frage ist nicht eigentlich eine Frage, sondern eher eine fragende Anklage. Die schlichte Frage findet er erst nach langem qualvollen Suchen. Erst als er nach seinem Nächsten fragt: Was fehlt DIR?, kann er König des Grals werden.

In der Gestalt Parzivals ist noch Unmittelbares, scheint uns der Mensch gleich nach seiner Schöpfung entgegenzublicken. Ein eigentümlicher Glanz von Reinheit geht wie ein Zauber von dieser dichterischen Gestalt des Wolfram von Eschenbach aus. Parzival atmet paradiesische Weltfrühe. Doch zwischen der Jugend in glücklicher Einheit mit der Schöpfung und der mystischen Einheit mit Gott als Gralkönig liegt das Erschrecken über sich selbst. Es kommt in der berühmten Karfreitagsszene in aller Tiefe zum Ausdruck, als der Einsiedler Trevrizent dem Umherirrenden von dem Liebeswort Gottes in Christo erzählt. Da wird Parzival still vor Entsetzen über eigenes Fehlen und ruft: „Herr, nun gebt Rat! Ich bin ein Mann, der Sünden

hat!“ Parzival erfährt die Heilung seiner selbst ausschließlich im Blick auf einen gnädigen Gott.

Wir blenden auf Eckermann:

Drei Töchter waren bereits geboren, als Johann Peter zur Welt kommt: „Als der Zuletztgeborene einer zweiten Ehe habe ich meine Eltern eigentlich nur gekannt, wie sie schon im vorgerückten Alter standen, und bin zwischen beiden gewissermaßen einsam aufgewachsen.“ Er ist sozusagen- und ich sage das ohne jede Ironie eine Unschuld vom Lande: „Die Hauptquelle des Unterhalts unserer kleinen Familie war eine Kuh, die uns nicht allein zu unserem täglichen Bedarf mit Milch versah, sondern von der wir auch jährlich ein Kalb mästeten und außerdem zu gewissen Zeiten für einige Groschen Milch verkaufen konnten. Ferner besaßen wir einen Acker Land, der uns die nötigen Gemüsearten für das Bedürfnis des Jahres gewinnen ließ... Meine Mutter hatte eine besondere Geschicklichkeit zum Wollspinnen, auch schnitt und nähte sie die bürgerlichen Mützen der Frauenzimmer zu besonderer Zufriedenheit, welches ihr denn beides zur Quelle einigen Erwerbes gereichte.“ Der Sohn begleitete den Vater, einen ambulanten Kaufmann, auf seinen Wanderungen von einem Dorf zum andern durch Marsch und Heide. Bis zu seinem 14. Lebensjahr ging er zum einen nicht gern und zum andern nur im Winter zur Schule. „Wenn ich nicht den Vater begleitete, so arbeitete ich nach dem Bedürfnis der Jahreszeit entweder auf unserem kleinen Acker oder hütete die Kühe oder holte für den Bedarf des Herdes Holz oder fing Fische.“ Eine Störung der Idylle, die seinen vorgezeichneten Weg im Ackerbürgertum eine ganz andere Richtung geben sollte, entdeckte er in sich selbst: Er zeichnete Figuren nach, stellte sie zu einem Büchlein zusammen, „das auf mein ganzes nachheriges Leben den größten Einfluß gehabt hat.“ Johann Peter formt seine Umwelt, erlebt sich in gestaltender Tätigkeit als Gegenüber zur Schöpfung. Die Intellektuellen aus Winsen werden auf ihn aufmerksam: Oberamtmann Johann Friedrich Meyer und Superintendent Johann Christian Parisius. Sie reißen den jungen Mann mit ihrer Förderung seiner Begabung aus der heilen Welt des Parsifal heraus.